

Original
EXAKTA
Dresden

Christoph Krüger

Mit der EXAKTA in der Sahara



VORWORT

Gibt es eine Sehnsucht nach der Wüste? Kann ein Gebiet, das der landläufigen Meinung nach nur aus vegetationslosem Sand besteht, das man lieber meidet als aufsucht, immer aufs neue den Wunsch nach einem Wiedersehen aufkommen lassen?

Christoph Krüger, Wien, erklärt als Bild- und Textautor dieser Veröffentlichung seine Liebe zur Sahara und korrigiert damit auch das allgemeine Bild vom größten Wüstengebiet der Erde. Seine Begeisterung gilt den vielen verschiedenen Landschaften, denn nur ein Siebentel der Fläche behaupten die Sanddünen, und sein wissenschaftliches Interesse konzentriert sich auf die frühere Besiedlung der Sahara und ihre ausdrucksvolle Felsbilderdokumentation. Was ihm dabei die Fotografie und seine EXAKTA bedeuten, weiß er überzeugend zu erklären:

„Der Erfolg einer wissenschaftlichen Arbeit oder einer Expedition hängt zu einem sehr großen Teil auch von den fotografischen Ergebnissen ab. Bei Büchern und Vorträgen steht das Bild heute im Vordergrund, und nichts wirkt störender als schlechte Fotos. Für mich kam nur eine Kamera in Frage, die bei leichter Bedienung ohne viel Ballast alle fotografischen Möglichkeiten, vor allem aber eine klare Bildgestaltung einschloß. Daß ich mich nach reiflicher Überlegung für die EXAKTA entschied, habe ich noch nie bereut, ja ich möchte sagen, daß ich erst durch sie meine Erfolge erzielte, öffnete sie mir doch alle Wege von der Nah- bis zur Teleaufnahme.

Ich habe meine EXAKTA auf fünf Sahara-Fahrten mitgebracht, und sie begleitete mich auch in Indien, Island und Amerika. Und wenn ich heute nach vielen Jahren noch immer mit derselben Kamera arbeite, so zeigt das nicht nur, wie unver-

wüstlich sie ist, sondern auch wie zuverlässig. Bei Expeditionen ließ es sich nicht vermeiden, daß auch die Apparate extremen Bedingungen ausgesetzt waren, aber meine EXAKTA hat mich noch nie im Stich gelassen.“

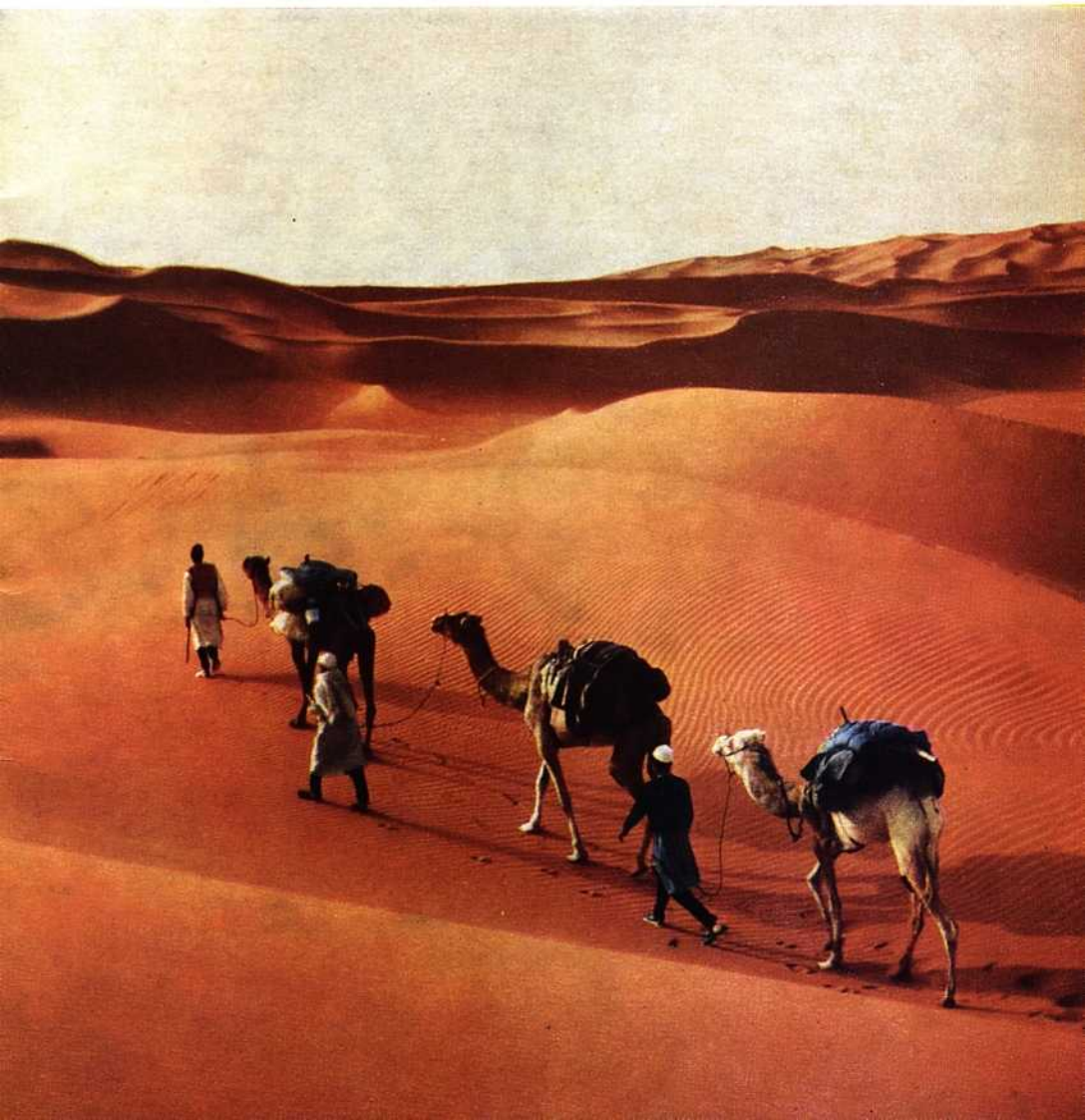
Dieses Bekenntnis zur EXAKTA hat der Verfasser mit ausgezeichneten Aufnahmen bekräftigt, denen er einen überaus aufschlußreichen Reisebericht mit auf den Weg gab. Bilder und Worte werden ihm ohne Zweifel den Dank, die Anerkennung und die Zustimmung aller Freunde der populärwissenschaftlichen EXAKTA-Schriftenreihe eintragen.

Kleine Karawane in Sanddünen - ein Bild, das unseren Vorstellungen von der Wüste entspricht. Sanddünen sind jedoch eine verhältnismäßig seltene Wüstenform. In der Sahara nehmen sie nur etwa ein Siebentel der Gesamtfläche ein

Christoph Krüger

Mit der EXAKTA in der Sahara

Holpernd landete das Flugzeug auf der Piste von Sebha, der Hauptstadt des Fezzan, der südlichen Provinz Libyens. Von dem schmalen, fruchtbaren Küstenstreifen abgesehen, waren wir die ganze Zeit über vegetationslose Geröll- und Sandebenen und über vereinzelte Gebirgsstöcke geflogen, die ein Netz von trockenen Wasserrinnen zergliederte. Kein Grün, keine Bäume mehr! Wenige Autospuren, ein paar würfelförmige Lehmhäuser entdeckten wir als die ein-



zigen Lebenszeichen in einem riesigen Wüstenraum.

Hatten wir in der Maschine gefroren, so kam uns schon beim Aussteigen ein heißer Wind, mit Sand und Staub beladen, entgegen. Die anderen Expeditionsmitglieder waren bereits vorgefahren und warteten nun auf uns, aber erst mußten der Zoll und andere Formalitäten erledigt werden. Einige Tische im Freien dienten als Büro, Zettel flogen, und in der Wartezeit wurden wir tüchtig mit Sand und Staub angeblasen. Sand in den Augen, Sand zwischen den Zähnen, Sand in der Kamera! Ich versuchte, meine EXAKTA unter meinem Hemd zu schützen. An den Sand mußten wir uns erst wieder gewöhnen, befanden wir uns doch in dem größten Sand- und Staubgebiet der Erde, und Sandstürme sind hier eben sehr häufig.

Sebha war unser Treffpunkt, hier wollten wir einige Tage verbringen und uns erst einmal aklimatisieren. Die Dauer des Aufenthaltes hing davon ab, wie rasch wir eine Fahrgelegenheit nach Rhat, nahe der algerischen Grenze gelegen, finden würden. Sebha selber bietet nicht viel. Es ist nicht mehr alte Oase, aber auch noch nicht moderne Stadt. Daß es dennoch mitten in der Sahara liegt, konnte man aber gleich sehen. Neben neueren Bauten aus der Kolonialzeit und Gegenwart stehen noch die alten Häuser aus luftgetrockneten Lehmziegeln und Steinen, in den winkligen Gassen spielen Kinder im Sand, Ziegen irren nach etwas Freßbarem umher, Frauen sind in bunte Tücher eingehüllt, Silberreifen klirren, wenn das sonst unbedeckte Gesicht schnell vor dem Fremden verhüllt wird. Neger und Mischlinge von Berbern und Arabern beherrschen das Stadtbild, obwohl man auch malerische Gestalten aus den Stämmen der Tubu und Tuareg sehen kann. In weißem Umhang und Sandalen schreiten sie stolz einher, der Kopf ist von einem langen Turban umwickelt, das Gesicht ist eben-

falls bedeckt, nur für die Augen bleibt ein schmaler Schlitz frei.

Auch wir packten unsere Turbane aus, schützten sie doch am besten gegen Sonne und Sand. Der Stoffstreifen ist etwa 5 m bis 10 m lang, und es erfordert einige Übung, ihn kunstgerecht um das Haupt zu winden. Am Anfang sieht er eher wie ein zu groß gewordener Kopfverband aus, aber allmählich lernt man, ihm eine Form zu geben. Nacken, Nase und Mund sind bedeckt, geatmet wird durch den Stoff. Er erhält dadurch etwas Feuchtigkeit, und die Luft, die man einatmet, ist nicht mehr so trocken. Schützt der Turban tagsüber vor Sonne und Fliegen, so hält er nachts warm und ist zugleich Kopfpolster. Bei Sandsturm ist er unerlässlich. Er dient aber auch als Brunnenseil und ist überall dort gut zu gebrauchen, wo schnell etwas festgebunden werden muß. Kleinigkeiten, wie Tabak, Geld und Amulette, lassen sich in ihm verbergen. So ist der Turban oder Chech, wie er genannt wird, das wichtigste Kleidungsstück in der Wüste.

Wir, das sind Erica, Herbert und Harald de Bary und ich, waren nicht das erste Mal in der Sahara, wir kannten die Wüste und liebten sie, denn sie ist nicht ein trostloses totes Gebiet, sondern enthält allein landschaftlich eine Fülle von Abwechslungen und Farben. Man fragt sich zwar manchmal, warum man die Strapazen, mit der eine Wüstenreise verbunden ist, auf sich nimmt, aber kaum ist man wieder zu Hause, wird man aufs neue von Sehnsucht gepackt. So war die Sehnsucht nach der Wüste mit ausschlaggebend, daß wir uns zu einer neuen Expedition zusammenschlossen. Als Ziel hatten wir das Tassili n'Ajjer Gebirge in Südostalgerien gewählt, das in der Jungsteinzeit dicht besiedelt war. Wir wollten dort nicht nur völkerkundliche Studien betreiben, sondern auch Felszeichnungen aufnehmen,



und ich hatte außerdem vor, für ein inzwischen erschienenenes Sahara-Buch zu fotografieren.

Wer in der Wüste bestehen will, muß sich ihr anpassen. Es ist falsch, europäische Gewohnheiten durchsetzen zu wollen. Das gilt nicht nur für die Kleidung, die leicht und weit sein soll, sondern vor allem auch für das Essen. Damit

Spielende Kinder vor einem Hauseingang. Auf den glatt rasierten Köpfen der Kinder läßt man gern einzelne Haarbüschel stehen



hat man am Anfang Schwierigkeiten, es ist alles sehr scharf, aber daran muß man sich eben gewöhnen.

Schon nach einigen Tagen, die wir im Haus eines arabischen Freundes verbrachten, bot sich uns die Gelegenheit, im Landrover der Post nach Rhat zu fahren. Im Laderaum, der schon sehr voll war, mußten wir mit unserem Gepäck untergebracht werden, aber auch vier Einheimische wollten noch mitfahren.

Zusammengepfercht zwischen Säcken und Kisten verließen wir Sebha. Nach einem kurzen Stück Asphaltstraße begann die Piste und somit unser Leidensweg. Ein Schütteln und Ächzen ging durch den Wagen, wir flogen von unseren Sitzen, wurden eingeklemmt und gestoßen. Alles war in Bewegung, grauer Staub drang ein und legte sich auf Kleider und Gepäck, wir zogen den Chech über Nase und Mund. Pisten bestehen nur aus Schlaglöchern, tiefen, ausgefahrenen Rinnen, Steinen und Sand, und wir waren erstaunt, was der Wagen aushielt. Aber vor allem das „Wellblech“ der Piste, das durch die Unebenheiten des Untergrundes und das gleichmäßige Schwingen der Fahrzeuge entsteht, kann einem die schönste Wüstenstrecke verleiden. Am besten ist es noch, mit großer Geschwindigkeit zu fahren, dann fliegt der Wagen förmlich über alles hinweg.

Alle paar Stunden legten wir eine Pause ein. Steif und zerschunden krochen wir aus dem Wagen. Holzkohle wurde entzündet, und alles streckte sich behaglich in den Sand, denn es sollte Tee geben, und so würde der Aufenthalt mindestens eine Stunde dauern.

Ein Wasserkessel wurde aufgesetzt, und Mohammed, ein Händler aus dem Sudan, begann mit den Vorbereitungen

Die Teezubereitung erfordert etwas Geschick. Durch öfteres Umschütten wird der Tee locker und schaumig



der Teezeremonie. Neben der Wasserkanne gab es noch zwei kleinere blaue Teekännchen. Eins von ihnen nahm eine gehäufte Handvoll Tee auf, das vorgewärmte Wasser wurde darüber gegossen und das Gefäß auf die Glut gestellt. Es dauerte lange, bis sich der Deckel hob und das Kochen des Wassers anzeigte. Mohammed schüttete den fast schwarzen Tee in die noch freie dritte Kanne, wobei die Blätter zurückblieben, und fügte fast doppelt so viel Zucker wie Tee hinzu. Nun begann erst die eigentliche Kunst der Teezubereitung. Mohammed hob die Kanne und ließ den Tee in einem dünnen Strahl in einen Becher rinnen. Schäumend spritzte die Flüssigkeit auf, aber es ging kein Tropfen daneben. Nach einigem Hin- und Hergießen und Nachzuckern befand Mohammed das Getränk für gut und füllte die säuberlich vor ihm aufgestellten kleinen Gläser. Das erste Glas ist meist eine Enttäuschung, der Tee ist viel zu stark und bitter. Das zweite Glas ist besser, zwar sehr süß, aber die Teeblätter sind schon etwas ausgelaugt. Fast nur nach Zuckerwasser schmeckt hingegen das dritte Glas, welches mit ebensolcher Hingabe wie die vorangegangenen bereitet wird. Tee trinkt man in der ganzen Sahara. Die Leute sind richtig süchtig danach. Er hat nicht nur den Vorteil, daß er aufmuntert, auch der Mund trocknet danach nicht so schnell aus, wie wenn man nur Wasser trinkt. Nach jedem Essen wird Tee genossen. Es ist die Zeit des gemütlichen Beisammenseins, in der man sich gerne unterhält. Ich nützte die Pausen zum Fotografieren aber zuerst mußte immer meine EXAKTA gereinigt werden. Trotz des schützenden Nylonsacks bedeckte sie puderfeiner Staub, der unbegreiflicherweise überall eindringen konnte. Wir selbst waren einheitlich grau gefärbt. Die Landschaft zeigte sich sehr abwechslungsreich, einmal bis an den Horizont flimmernde Geröllfelder, dann wieder Tafelberge, von denen sich schon

einzelne Stöcke, sogenannte Zeugenberge, gelöst hatten, zeugen doch noch gleiche Höhe und Struktur von ihrem einstigen Zusammenhang. Breite Wadis mit vielen Palmen, Gärten mit Ziehbrunnen und kleine Oasen mit Lehmhütten, die sich durch die gleiche Farbe kaum vom Boden abhoben, wechselten mit vollkommen öden Abschnitten. Auf allem lastete eine sengende Sonne. Menschen und Tiere hielten sich versteckt und warteten die kühlere Tageszeit ab.

Obwohl man in der Sahara Schattentemperaturen der Luft bis zu 58°C gemessen hat, ist die trockene Hitze der Wüste im Gegensatz zu der feuchten, tropischen Hitze verhältnismäßig leicht zu ertragen. Man schwitzt kaum merklich, da der Schweiß durch die große Trockenheit der Luft sofort verdunstet. Dennoch leiden die Bewohner im Laufe eines Jahres fast mehr unter der Kälte, und man hat in höheren Lagen Temperaturen bis -18°C gemessen.

Hitze und Kälte zermürben das härteste Gestein, und der Wind ist oft mit feinem Sand beladen, der auf jedes sich ihm entgegenstellende Hindernis wie ein Sandstrahlgebläse wirkt. Die weicheren Gesteinsschichten werden herausgearbeitet, und es entstehen die seltsamsten Formen, wie Tisch- und Pilzfelsen oder Torbögen oder manchmal auch nur Figuren, die an Fabelwesen erinnern. Durch die Verdunstung kapillar aufsteigender Lösungen bildet sich auf der Gesteinsoberfläche ein dünner, dunkler Überzug von Eisen- und Manganoxiden, der Wüstenlack genannt wird.

In Rhat waren, obwohl uns Freunde schon lange vorher angekündigt hatten, noch keine Kamele für uns bereit. Sie mußten erst von der Weide in einem weit entfernten Wadi geholt werden. So hatten wir noch einige Tage Zeit, die wir vor allem damit verbrachten, unser Gepäck auf das Notwendigste hin auszumustern. Wir wollten die Tiere nicht

unnötig belasten und mußten so manches Stück zurücklassen.

Wir waren beim Mudir, dem Bürgermeister, zum Tee geladen, als Mämä, unser Führer, eintraf. Wendig eilte der alte schlanke Targi (Einzahl von Tuareg) mit großen Schritten auf uns zu. Er stammte aus dem Tassili n'Ajjer Gebirge. Wir besprachen die Route, und Mämä betrachtete kritisch unser Gepäck, da wir mit fünf Kamelen auskommen mußten. Sehr lange verhandelten wir über den Preis, und mit Handschlag wurde alles besiegelt. Sedik, ein jüngerer Bursche, sollte uns auch begleiten, aber zunächst mußten wir noch Proviant und eine Eßschüssel einkaufen. Viel Auswahl gab es in den kleinen Läden nicht, und so gestaltete sich auch unser Essen in den nächsten Wochen nicht gerade sehr abwechslungsreich. Aus Nudeln, Zwiebeln und Tomatenmark bestand unsere Hauptspeise, daneben hatten wir noch Mehl, Öl, Datteln, Tee und Zucker mit.

Die Kamele kamen, und die Gerbas, die Wassersäcke aus Ziegenhaut, wurden gefüllt. An die Lastsättel banden wir links und rechts die Gepäckstücke an. Darauf legten wir unsere Schlafsäcke, um unsere Sitzfläche möglichst weich zu gestalten. Die Kamele, nicht gerade kräftige Tiere, waren über die Lasten nicht sehr erbaut und zeigten ihren Unmut durch Gurgeln und Zähnefletschen an. Es ist Brauch, die Tiere nicht gleich zu besteigen, sondern erst ein Stück zu gehen. Der Mudir gab uns noch das Geleit. Bei den letzten Palmen wünschte er uns Allahs Segen.

Beim Reiten zieht man die Schuhe aus. Die Kamele werden mit gutem Zureden und Zischlauten zum Niederlegen gebracht, dann muß man schnell den Sattel erklimmen, weil das Tier sofort aufsteht. In luftiger Höhe stemmt man dann die Füße in den gebogenen Hals, und damit läßt sich die Geschwindigkeit

regeln. Tritt man fester in den Hals, wird das Kamel schneller gehen.

Das einhöckerige Dromedar, das in der Sahara verwendet wird, ist ganz hervorragend für ein Leben in der Wüste geeignet. Es verträgt, ohne daß seine Leistung herabsinkt, einen Wasserentzug von etwa 30%, eine Menge, die bei anderen Lebewesen, den Menschen inbegriffen, schon den Tod oder mindestens den Hitzschlag herbeiführen kann. Obwohl das Kamel die Wasserabgabe bei den Ausscheidungen und bei der Verdunstung durch Haut und Lunge beträchtlich herabzusetzen vermag, kann es auf die Dauer nicht ohne Wasser leben. Wie lange es ohne zu trinken auskommen kann, hängt neben der Jahreszeit vor allem von der Nahrung ab. Im Winter vermag es monatelang mit dem in den Pflanzen gebundenen Wasser auszukommen, im Sommer bei trockener, spärlicher Weide und großer Hitze trägt der Zeitraum jedoch nur wenige Tage. Es kann über 100 Liter Wasser auf einmal trinken, besitzt aber keine Speichereinrichtung, weder im Magen noch im Höcker, wie oft behauptet wurde. Der Höcker besteht aus Fett, und die Kamele zehren davon in schlechten Zeiten. Er kann bei überforderten Tieren fast vollständig verschwinden.

War früher das Kamel in der Sahara unentbehrlich, so ist es heute schon in vielen Gebieten als Lasttier von den Lastwagen verdrängt. Es wird vielfach nur mehr als Fleischlieferant betrachtet und bildet allein für die Nomaden noch eine Lebensgrundlage. Als Karawanentier hat es lediglich in unzugänglichen Teilen, wie in reinen Dünenlandschaften oder im Gebirge, Bedeutung.

Zuerst mußten wir ein Sandgebiet durchqueren. Goldgelbe Dünen von fast reinem Quarzsand türmten sich vor uns auf. Der Wind verändert die Formen der Dünen, es entstehen hohe sichelförmige Käme, Täler und Mulden, die mit der feinen Struktur von Rippelmarken über-

zogen sind. Auf der Windseite und auf den Dünenkämmen ist der Sand fest gepreßt, auf der Leeseite ist er locker, und selbst die Kamele mit ihren breiten Auftrittsflächen sinken ein. Sanddünen machen aber nur einen sehr geringen Teil, etwa ein Siebentel, der Gesamtfläche der Sahara aus. Sie können Höhen bis zu 300 m erreichen, sind aber in den meisten Fällen 20 m bis 50 m hoch. Die Formen der Wüste reichen von über 3000 m hohen Gebirgsstöcken mit bi-

zarren Felsnadeln und steilen Wänden bis zu endlosen mit Trümmerblöcken und Kieselsteinen übersäten Ebenen. Ausgedehnte Basaltflächen und Vulkanruinen in der mittleren Sahara zeugen von einstigem Vulkanismus.

Fühlten wir uns anfangs noch etwas unsicher beim Reiten, so waren wir schon nach einigen Tagen so an unsere Tiere gewöhnt, daß wir auch während des Reitens fotografieren konnten. Viele Motive, an denen wir vorbeigezogen



Laufender Jäger mit Bogen: Diese Darstellung ist nur etwa zwanzig Zentimeter groß

wären, konnte ich so einfangen, und dank dem Schnellwechselbajonett ließen sich auch die Objektive meiner EXAKTA schnell austauschen. Nur einmal passierte ein Unglück. Wir überquerten ein Gewirr von Blöcken und Steinplatten, die Kamele zögerten und mußten immer

wieder angetrieben werden. Ich gerade eine Aufnahme machen, als mein Kamel eine Steilstufe hinunter steigen mußte. Der Körper des Tieres spannte sich, und plötzlich riß der Bauchgurt, mit dem der Sattel festgebunden war. Ich rutschte samt Sattel und Lasten den Hals des Kamels hinunter und flog in hohem Bogen auf die Steine. Hart schlug die ungeschützte Kamera neben mir auf. Das Filter war zerbrochen, sonst konnte ich nichts an Schäden feststellen,

aber wie sah es mit dem Mechanismus aus? Wenn sich nun irgendein Rädchen verschoben hatte! Ich fotografierte mit gemischten Gefühlen weiter. Erst zu Hause konnte ich an den Bildern erleichtert feststellen, daß meine EXAKTA keinen Schaden erlitten hatte.

Wir standen meist sehr früh auf. Als Frühstück gab es ein paar Handvoll Datteln, manchmal auch Brot dazu, wenn vom Vorabend etwas übriggeblieben



Diese gewaltigen Dünen sind selbst mit dem Kamel schwer zu queren. Die Formen der Dünen hängen vor allem von den Winden ab, es dürften aber auch elektrische Spannungen eine Rolle spielen

war. Zelt hatten wir keins mit, das wäre nur eine unnötige Belastung gewesen. Außerdem gibt es kaum etwas Schöneres, als unter freiem Himmel zu schlafen und den Wind zu spüren. Abends suchte sich jeder einen Platz, um seinen Schlafsack auszubreiten.

Sedik war für die Kamele verantwortlich. Für die Nacht wurden ihnen die Vorderbeine zusammengebunden, aber sie konnten sich trotzdem bewegen. Wir lagerten meist in Wadis oder Senken, in denen es etwas Vegetation für die Tiere gab. Sie hopsten von Grasbüschel zu Grasbüschel und konnten so im Laufe einer Nacht doch größere Strecken zurücklegen. Sedik mußte sie jeden Morgen suchen, aber eines Tages kam er nur mit vier Kamelen zurück. Eines hatte sich frei gemacht, und es war nicht mehr einzufangen. Unser Führer Màmà regte sich nicht besonders darüber auf. Er meinte nur, in einigen Tagen würden wir es wieder haben. Es vergingen Wochen, wir hatten das Kamel längst vergessen und waren schon auf dem Rückweg, als Màmà plötzlich vor einer einsamen Kamelspur stehenblieb. Er verschwand hinter einer Felsgruppe und brachte den Ausreißer zurück. Wir waren sprachlos und raten noch heute herum, wieso er das Kamel finden konnte, nachdem wir doch auch eine ganz andere Route eingeschlagen hatten.

Es dauerte oft lange, bis unser Gepäck richtig an den Sätteln befestigt war. Besonders an Stricken mangelte es uns sehr, und für das letzte Kamel blieben meist keine mehr übrig. Sedik ging sehr großzügig damit um, nur wenn Màmà alles machte, klappte es, und wir konnten auch sicher sein, unterwegs kein Stück zu verlieren.

Bis Mittag wurde marschiert oder geritten. Sobald die Sonne aufging, spürte man ihre Strahlen, von Stunde zu Stunde nahm die Hitze zu. Am Morgen waren wir immer sehr fröhlich und sangen mit Sedik um die Wette. Die Sonne stieg höher, und langsam verstummte einer nach dem anderen. Unser Empfinden für die Landschaft um uns stumpfte ab, unsere Gedanken begannen, sich um kaltes Wasser, Schwimmen und Essen zu drehen. Die Hitze strahlte von allen Seiten auf uns ein, auf dem Handrücken bekamen wir einen Sonnenbrand und

mußten unsere Hände mit Taschentüchern schützen. Stumm bewegte sich unsere kleine Karawane durch eine lebensfeindliche Umgebung. Wir hielten nach einem Rastplatz Ausschau. Aber es war nicht immer leicht, einen zu finden, brauchten wir doch Schatten und Brennholz für uns und etwas zum Fressen für die Kamele.

Bei Felsnischen oder Sträuchern machten wir Halt. Zuerst mußten wir alles abladen und Holz suchen. Dann streckten wir uns erschöpft im Schatten aus. Holz suchen, war leicht gesagt. Wenn wir Glück hatten, fanden wir ein paar Äste von Akazien. Sonst hieß es, nach trockenen Wurzeln von verkümmerten Sträuchern Ausschau zu halten. Màmà war auch unser Koch, und wenn dann unter dem Dreifuß der Kessel über dem Feuer hing und Zwiebelduft aufstieg, belebten sich unsere Geister langsam wieder. Wo es viel Holz gab, konnte auch Brot gebacken werden. Vom Feuer wurde etwas G'üt in eine kleine Grube abgesondert, darauf der Teighaufen gelegt und alles mit Sand bedeckt. Nach einiger Zeit wurde alles wieder ausgegraben, neue Glut hinzugeholt und der Wecken auf der anderen Seite gebacken. Bald darauf war das Brot gar, der Sand mußte noch abgeklopft werden. Zu diesem Zeitpunkt scharten wir uns schon, jeder mit seinem Löffel, um die Schüssel und brockten das Brot zu den Nudeln. Anschließend gab es Tee. Dann galt es wieder, die Kamele zu holen, und weiter ging es bis zum Abend.

Besonders sorgfältig behandelten wir die drei Gerbas. Die erste Zeit, als wir aus den Dünen heraus waren und die Felslandschaft durchzogen, hatten wir keinen Mangel an Wasser. Ja, wir konnten sogar schwimmen! Schwimmen mitten in der Sahara. Im Winter vorher hatte es geregnet, und die Geltas standen voll Wasser. Eine Gelta ist ein Strudeloch in einem Felstal, das sich während einer regenreichen Periode durch rotierende Steine gebildet hat.

Es müssen einmal gewaltige und langandauernde Wassermassen gewesen sein, die diese Löcher ausgehöhlt haben. Sie können zehn, fünfzehn Meter tief sein und das Ausmaß eines kleinen Sees erreichen. Heute liegen sie in den trockenen Wadis, und es sammelt sich das Regenwasser darin. Die große Hitze der Sahara kann einen See von mehreren Meter Tiefe im Laufe eines Jahres zum Verschwinden bringen, aber die Geltas liegen oft so günstig in tiefen Schluchten, daß sie der Sonnenbestrahlung wenig ausgesetzt sind. In den großen Geltas kann sich das Wasser jahrelang halten. Es scheint aber, daß manche von ihnen auch unterirdisch Zufluß haben, denn sie sind seit der letzten regenreichen Epoche überhaupt nicht mehr ausgetrocknet. So war es möglich, daß in ihnen Krokodile wie Gefangene zurückblieben, als die Trockenheit zunahm. Sie verkümmerten wohl etwas und wurden kleiner, aber es war ihnen doch möglich, Jahrtausende zu überleben. Während der französischen Kolonialzeit wurden die letzten erschossen.

Viele Gazellenspuren führten zu dem Wasser, Tauben gurrten in den Felswänden, Insekten schwirrten umher. Das höchste der Gefühle aber war, daß wir schwimmen und zugleich trinken konnten. Einmal tauchte ich, aber eiskaltes Wasser zog meinen Kopf zusammen. Die Felswände und Kanten waren glatt und rund. Màmà erzählte uns, daß es Geltas gibt, aus denen man nicht mehr heraus kommt. Erst vor kurzem hatte eine Frau versucht, eine Ziege, die in eine Gelta gefallen war, zu retten. Dabei fiel sie selber hinein, konnte sich an den glatten Wänden nicht mehr hochziehen und ertrank.

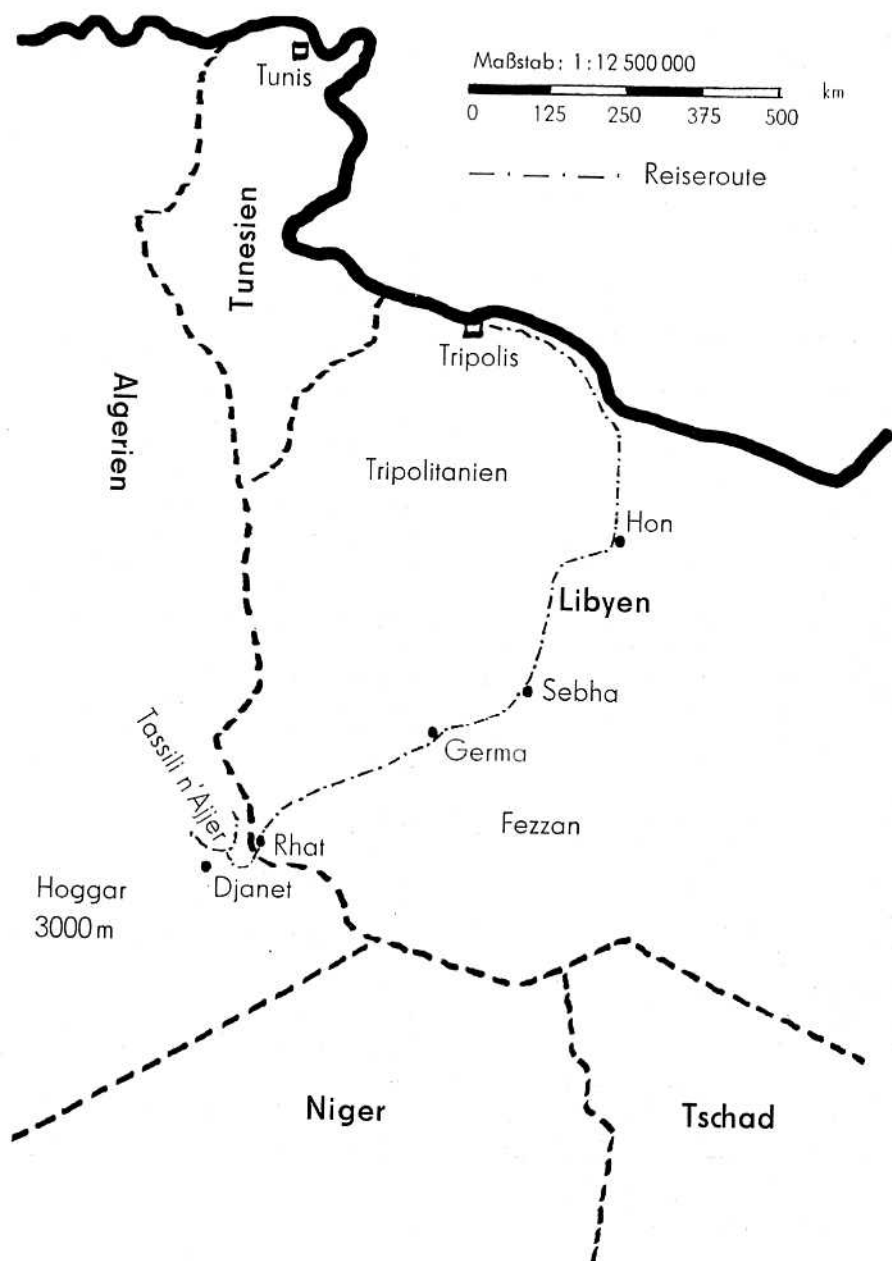
In manchen Geltas ist das Wasser klar, aber in den meisten trüb und lehmig. Wir hatten uns längst abgewöhnt, nur sauberes Wasser zu trinken. Oft war es so schmutzig, daß man den Grund des Bechers nicht sehen konnte, es hatte die

Farbe von Kaffee, und zu Hause hätten wir uns nicht einmal die Hände darin gewaschen. Auch kleine Tierchen, wie Krebse und Larven, schwammen darin. Wir tranken durch den Turban und filterten so das Wasser, aber auch das gaben wir bald auf. Einmal stellte ich einen starken Seifengeschmack des Wassers fest, bis mich Harald aufklärte, daß er sich in dem Tümpel gewaschen hatte. Aber es sollte uns nicht lange so gut gehen. Die Regenfälle in der Sahara können zwar sehr stark sein, bleiben aber meist auf ein kleines Gebiet beschränkt. Daher ist es auch gefährlich, in den Wadis zu gehen. Bei schönstem Wetter kann plötzlich eine Sturzflut kommen, die alles mit sich reißt. Dem französischen Militär war es daher strengstens verboten, in Wadis Lager aufzuschlagen. Viele Karawanen sind so schon ums Leben gekommen, trotzdem gingen auch wir viel in den Wadis, weil der Weg leichter war und wir auch Futter für die Kamele fanden.

Das viele Wasser hatte uns sorglos gemacht, und nach einem anstrengenden Tagesritt – wir waren schon irgendwo über die unsichtbare Grenze nach Algerien gelangt – fanden wir kein Wasser mehr. Der Schlamm in den Geltas fühlte sich noch feucht an, aber wir waren zu spät gekommen. Nicht daß ich Sedik schon wieder beschuldigen möchte, doch in den Gerbas befand sich nur altes, fauliges Wasser.

Je mehr wir uns dem Tassili-Gebirge näherten, desto eifriger begannen wir, die Felswände nach Felszeichnungen abzusuchen. Einmal war es Herbert, dann wieder Erica, die freudig aufschrien und verkündeten, die schönsten Bilder gefunden zu haben. Ich griff zur Kamera und eilte zu ihnen, aber ich konnte beim besten Willen die so schönen Giraffen- und Elefantendarstellungen nicht erkennen. Ein großer Fleck war allerdings an der Wand zu sehen, meinwegem auch mit Beinen, aber sonst?





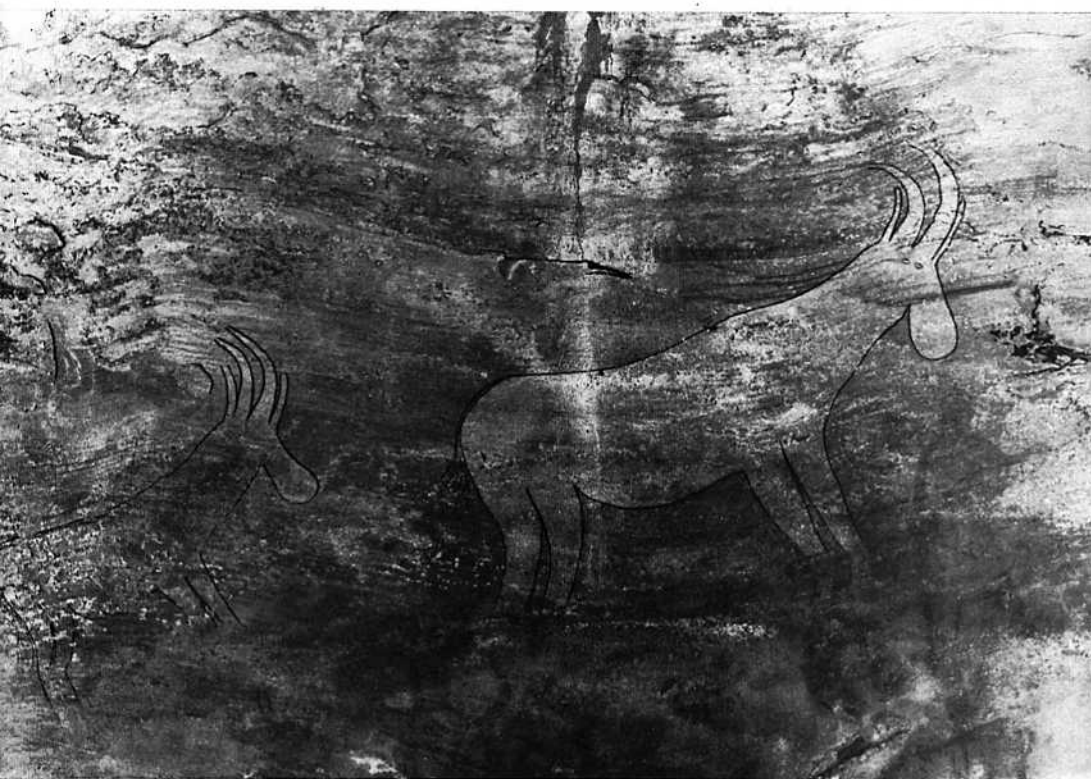
◀

In den Felstälern finden sich manchmal Strudellöcher, sogenannte Geltas, die während einer regenreichen Periode entstanden sind. Heute sammelt sich das seltene Regenwasser darin

Es handelte sich wieder nur um eine natürliche Schattierung oder Verwitterung.

Die Geltas, breite Wadis und versteinerte Baumstämme in der Gegend um Sebha zeigen, daß die Sahara auch Zeiten großer Fruchtbarkeit gekannt hat. Es gab mehrere Regenperioden, die Pluvialzeiten, die etwa mit den europäischen Eiszeiten zusammenfielen. Danach war das Land nicht übermäßig trocken und bot einer Fülle von Tieren,

wie wir sie heute noch weiter südlich in den afrikanischen Savannen finden, ausreichende Lebensmöglichkeit. Elefanten, Giraffen, Gazellen, Löwen und viele andere Tiere bevölkerten die Wälder und Wiesen, in den Flüssen und Seen tummelten sich Nilpferde, Krokodile und Fische. Aber schon damals gab es zwischen fruchtbaren Gebieten Landstriche, die Wüste waren, wie die Pflanzen mit ihren erstaunlichen Anpassungsfähigkeiten an das trockene Wüstenklima erken-



Manche Felsbilder, wie diese Mufflondarstellung, sind in natürlicher Größe und mit einer Umrißlinie ausgeführt

nen lassen. Diese Fähigkeiten konnten nicht im Laufe der letzten tausend Jahre erworben worden sein.

Klimaschwankungen ermöglichten dann das Vordringen der Wüste. Je nach den klimatischen Bedingungen konnte sich das Leben entfalten oder mußte sich einengen. Wohl tragen solche Verschiebungen am Entstehen der größten Wü-

ste die Hauptschuld, aber auch der Mensch hat dazu beigetragen. Intensive Beweidung der fruchtbaren Gebiete durch riesige Rinderherden schon in der Jungsteinzeit bildete möglicherweise den Anfang. Doch auch aus jüngster Vergangenheit gibt es viele Beispiele. Kriege, Raubbau und Verheerungen haben deutlich genug gezeigt, wie rasch ein fruchtbares Gebiet zur Wüste werden kann. Auf der anderen Seite bekämpft der

Mensch die Wüste. Was Ausdauer und Fleiß vermögen, zeigen die vielen Oasen. Bei Quellen oder in grundwasser-nahen Senken entwickelt sich das Leben dank dem Willen und der Zähigkeit der Bewohner. Brunnen werden gegraben und in täglicher mühevoller Arbeit die Felder bewässert. Heute wird der Kampf gegen die Wüste in breiterer Front geführt. Die Länder verfügen dank der Ölvorkommen über genügend finanzielle Mittel, aber es scheint, daß sich



In den Gerbas, die von einer Tamariske hängen, wird das Wasser transportiert

auch das Öl selbst in dieser Hinsicht verwenden läßt.

In jahrelangen Versuchen hat man ein Erdölgemisch und einen Sprühapparat entwickelt. Mit diesem Gerät wird über den Flugsand ein dünner Ölfilm gesprüht, der den Sand am Weiterwandern hindert. Ebenso wichtig aber ist, daß die Ölschicht Feuchtigkeit, wie Re-

gen und Tau, hindurchläßt und an den Boden abgibt, aber eine Verdunstung verhindert. Gleichzeitig werden schnell wachsende Bäume gepflanzt, die unter diesen Bedingungen in kurzer Zeit Fuß fassen.

Die Erfolge, die man heute schon mit dieser Methode erringt, haben aber, gemessen an der Weite und Stärke der Wüste, nur lokale Bedeutung. Der Wunschtraum, die Sahara einmal fruchtbar zu machen, wird wohl nie verwirk-

wächst, liegt heute das Werkzeug des vorgeschichtlichen Menschen, der hier auf die Jagd ging und seine Wohnstätte hatte.

Eine noch viel deutlichere Sprache aber sprechen unzählige Felsbilder. Es gibt fast kein Gebirge in der Sahara, in dem man nicht irgendwo ein Bild oder ein Zeichen in den Felsen geritzt oder aufgemalt findet. Die Berge und ihre Ausläufer waren seit jeher wetterbestimmend und Quellmittelpunkte, sie boten



Die „Rinderperiode“ war der Höhepunkt in der saharischen Felsbilderkunst, sie fällt etwa in einen Zeitraum von 5000 bis 2500 v. u. Z.

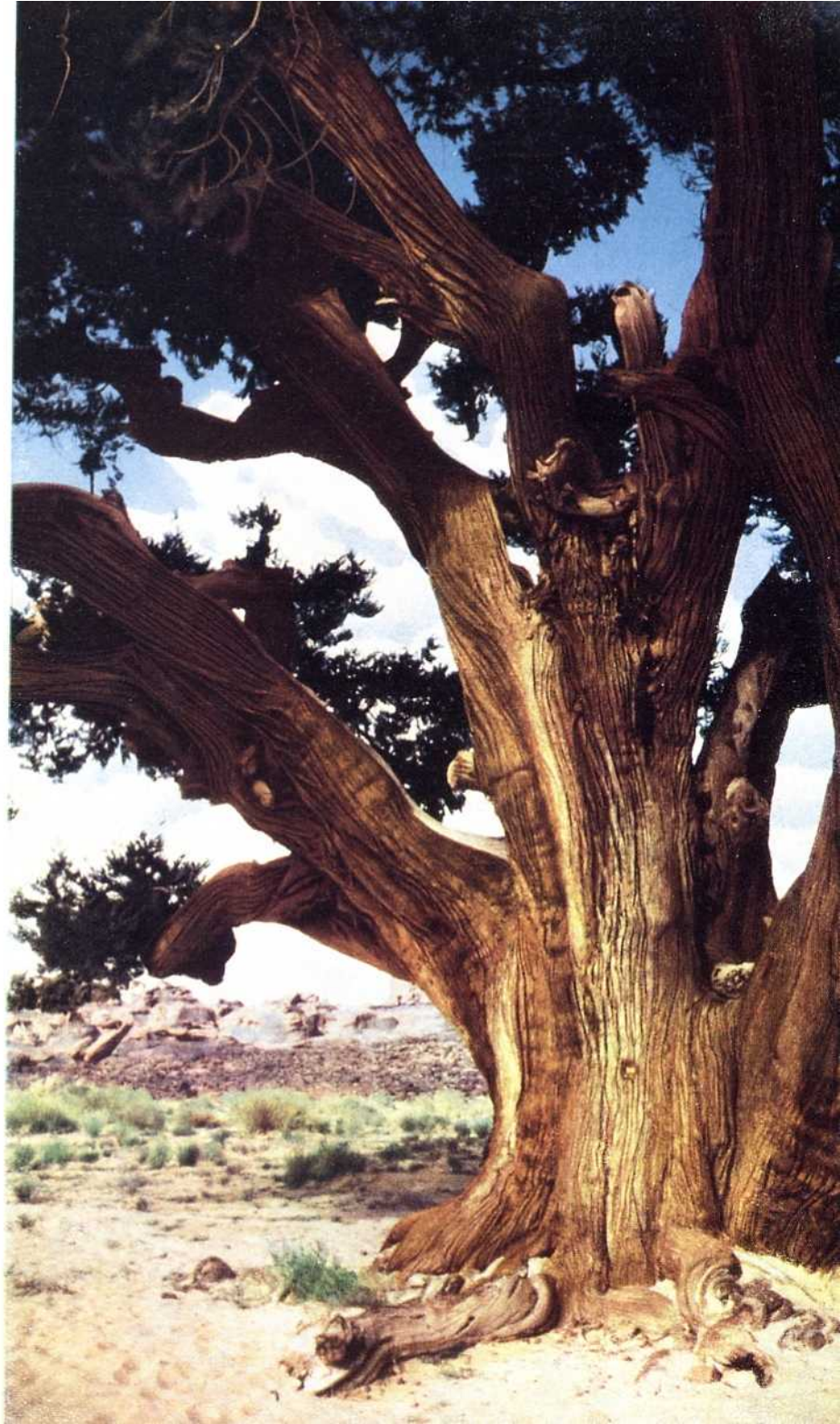
licht werden können. Was der Mensch in jahrelanger Arbeit der Wüste im Norden abringt, muß er im Süden wieder an sie abtreten. Dort dringt die Wüste jährlich etwa einen Kilometer vor.

Der Mensch lebt schon Tausende von Jahren in der Sahara. Seltsam muten die grob zugehauenen Steinbeile aus der Altsteinzeit oder die minutiös gearbeiteten Pfeilspitzen aus der Jungsteinzeit an, die man gelegentlich findet. In einer Landschaft, in der oft auf einigen Quadratkilometern kein Grashalm

daher dem Menschen die günstigsten Lebensbedingungen.

Ein solches Gebiet war das Tassili n'Ajjer Gebirge. Während der Jungsteinzeit konnte sich dort bereits eine Kultur mit ausgeprägten Göttervorstellungen und reichem religiösem Leben entwickeln, während selbst aus dem Niltal aus dieser Zeit keine Funde bekannt sind, die auf eine ähnliche hohe Kulturstufe hindeuten. Wohl finden sich Aus-

Dubrezi' Zypresse. Die wenigen Bäume, die es heute noch im Tassili n'Ajjer Gebirge gibt, zählen zu den ältesten der Erde



läufer dieser Kultur in den benachbarten Gebieten, aber das Tassili-Gebirge dürfte das Zentrum gewesen sein.

Wir ritten in einer phantastischen Felslandschaft. Zu beiden Seiten ragten Türme, Kuppen, Nadeln und Bögen empor, nicht schroff, sondern von Wind und Verwitterung gerundet. Große zerklüftete Blöcke reihten sich aneinander, und in den Nischen und Überhängen sahen wir bald die ersten Zeichnungen.

Es waren etwa 40 cm große Menschen Darstellungen, schwungvoll auf den glatten Fels gemalt. Wir sahen Frauen und Männer, nackt oder mit Lendenschurz bekleidet, in allen Bewegungen, laufend, gehend, beim Tanz, einzeln oder in Gruppen. Besonders harmonisch sind die Kampf- und Jagdszenen, bewaffnete Gruppen stehen einander in allen Phasen des Kampfes gegenüber. Man erkennt auch Details wie Schmuck, Gesichter, Helme, Masken, Federn und viele Arten von Waffen, wie Stöcke, Hacken, Wurfhölzer, aber vor allem Pfeil und Bogen. Die Männer schleichen sich an Gazellen an, spannen kühn den Bogen, die Pfeile schwirren den flüchtenden Tieren nach. Durch Kreise sind Hütten angedeutet, als Hausrat lassen sich Schüsseln und Kalebassen erkennen, eine Frau zieht ihr Kind an der Hand, ein Mann mit Hund bewacht eine Herde von Rindern. Vor allem sind es diese Darstellungen aus dem täglichen Leben, die uns immer wieder begeistern.

Noch viel mehr aber werden Tiere abgebildet. Alles jagdbare Wild, wie Elefanten, Nashörner, Giraffen, Büffel, Nilpferde, Antilopen, Gazellen und Strauße sind zu sehen. Diese Abbildungen sind im allgemeinen etwas größer, und es gibt unter ihnen auch monumentale Bilder, in denen etwa ein Elefant in übernatürlicher Größe einherschreitet. Aber vor allem die vielen Rinderdarstellungen fallen auf. Ganze Herden, in den verschiedensten Perspektiven dargestellt, ziehen die Felswände entlang, es

sind gezähmte Tiere, manche von ihnen haben ein Halsband. Diese Rinder sind besonders sorgfältig und künstlerisch gemalt, jedes Tier unterscheidet sich durch die Hornform, Fleckung und Farbe des Felles von den anderen. Die Euter sind groß, was auf Milchwirtschaft hindeutet. Schon allein aus der Menge der Darstellungen kann man die Bedeutung ersehen, die die Rinder für den damaligen Menschen hatten. Sie waren neben Jägern und, wie die Funde von Reibsteinen zeigen, möglicherweise auch schon primitive Ackerbauern, vor allem Rinderzüchter.

An den Felsbildern kann man sehr schön die Entwicklung des Menschen verfolgen. Abgesehen von den persönlichen Leistungen der verschiedenen Künstler findet man neben den freien, harmonischen, von Leben sprühenden Abbildungen auch solche, die geheimnisvoll anmuten. Wir erschrakten förmlich, als wir unter einem Felsüberhang eine 2,50 m große menschenähnliche Figur sahen. Mit erhobenen Armen schien sie auf uns zuzuschweben, der Kopf war mit seltsamen Hörnern und Stielaugen besetzt. Neben diesem übernatürlichen Wesen oder Gott sind Frauen, die ihre Arme flehend erheben, dargestellt, eine von ihnen liegt auf dem Rücken. Sollte es ein Fruchtbarkeitsgott gewesen sein, den die Frauen um Nachkommenschaft baten? Aus späterer Zeit stammt ein ziegenähnliches Tier, das über dem Gott liegt, und ein wolkenartiges Gebilde, aus dem senkrechte Striche nach unten führen. Wieder taucht der Gedanke an Fruchtbarkeit auf, diesmal nicht für den Menschen, sondern für die Erde. Konnten die Striche nicht Regen andeuten? Wenn dieser ausblieb, mußte es für die Menschen und ihre Tierherden katastrophale Folgen haben. Wir wissen, daß die Sahara immer mehr austrocknete und daß es eines Tages nicht mehr regnete. War es eine verzweifelte Bitte an den Gott um Regen? Wir können nur raten. Abends saßen wir immer lange

um das Feuer und versuchten, uns die Bilder zu erklären und uns das Leben hier vor Tausenden von Jahren vorzustellen.

Unser Lager hatten wir auf einer breiten Sandbank aufgeschlagen. Māmā zog mit einem Stock einen Strich herum. Das sollte die Schlangen abhalten, uns zu besuchen. Tagsüber sahen wir auch gelegentlich Vipern, einmal eine dicke graue mit einem Horn auf der Nase, dann wieder eine sehr lange dünne mit

braun schimmernden Schuppen. Auch Skorpione fanden wir gelegentlich, aber wir fürchteten sie nicht so sehr. Ihr Stich soll zwar sehr schmerzhaft, doch nur von einigen Arten tödlich sein. Besonders häufig sind sie in den Oasen und Gärten anzutreffen, und es gibt Leute, die schon öfters gestochen wurden.

Trotz Vordringens des Autos ist das Kamel in Sand- und Felsgebieten noch unentbehrliches Last- und Reittier



Während wir mit den Felszeichnungen beschäftigt waren und täglich neue fanden, wurde Màmà und Sedik die Zeit zu lang, und sie zogen auf die Jagd. Jeder hatte ein Gewehr mit, das eigentlich mehr zur Repräsentation als zur Jagd diente, aber im Tassili gab es etwas Pflanzenwuchs, so daß wir doch auf eine Gazelle oder einen Hasen hoffen konnten. Die beiden zogen dann auch jeden Morgen fröhlich aus, ein jeder in eine andere Richtung. Aber es gab keinen Braten. Eines Tages hörten wir doch einen Schuß, und es dauerte nicht lange, bis Sedik ankam. Ohne Beute, mit tief gesenktem Haupt. Er machte einen sehr bedrückten Eindruck, aber es war kein Wort aus ihm herauszubekommen. Er rollte sich schweigend in seine Decke.

Da er stöhnte, machten wir uns Sorgen um ihn. Erst jetzt sahen wir, daß das eine Auge ganz blutig verkrustet und geschwollen war. Ja, es schien uns, als ob das Auge gar nicht mehr vorhanden wäre. Wir waren furchtbar bestürzt, träufelten Sedik Augensalbe ein und legten ihm einen Verband an. Dabei erfuhren wir auch, was geschehen war: Sedik hatte zwei Gazellen gesehen, sich günstig anpirschen und schießen können. Im selben Augenblick hatten ihn Funken, Sandkörner oder sonst etwas im Auge getroffen. Wir sahen uns das Gewehr an. Es war in einem jämmerlichen Zustand. Nicht nur, daß es seit Jahrzehnten niemals gepflegt worden war, besaß es auch noch den Verschluß eines ganz anderen Modells. Er paßte überhaupt nicht und hatte zu viel Spielraum. Später kam Màmà, dem wir sogleich alles erzählten, aber er lachte nur. Er begann nach einer bestimmten Pflanze zu suchen. Aus den kleinen Blättern stampfte er einen dicken Brei und legte ihn Sedik auf das Auge. Der Verband wurde regelmäßig erneuert, und zu unserer großen Erleichterung stellten wir fest, daß Sedik das Auge doch nicht verloren hatte. Von Tag zu Tag besserte

sich die Verletzung, und später konnten wir ihm überhaupt nichts mehr ansehen. Aber einmal hatte Màmà doch Jagdglück. Er war schon zwei Tage verschwunden gewesen und kam mit einer großen Eidechse zurück. Es war ein schwarzer Dornschwanz von etwa 30 cm Länge, leider schon tot, und so konnten wir ihn nicht mehr retten. Er wurde in die Glut geworfen. Der Geschmack des Fleisches, soweit man überhaupt bei der Menge, die auf sechs Personen aufgeteilt wurde, einen feststellen konnte, erwies sich als ganz gut und Hühnerfleisch nicht unähnlich.

Täglich haben wir uns intensiv dem Aufnehmen von Felszeichnungen gewidmet. Viele von ihnen sind erstaunlich gut erhalten, obwohl sie Jahrtausende den verschiedensten Witterungseinflüssen ausgesetzt waren. Bei anderen, die nur noch schwach erkennbar sind, mußten wir die günstigste Beleuchtung abwarten. Meine EXAKTA arbeitete auf Hochtouren, der viele Sand und Staub hatten ihr nichts anhaben können. Nur die Schneckengänge der Objektive ließen sich schwerer als sonst drehen.

Wir kannten bald alle Bildfelsen in der näheren und weiteren Umgebung, und so beschlossen wir, unser Lager zu verlegen. Auch Màmà und Sedik waren froh darüber. Sie wurden in den letzten Tagen immer ungeduldiger, stammten doch beide aus Nomadenfamilien, die es nie lange auf einem Platz aushalten. In der Nähe unseres nächsten Lagers fanden wir neue Felsbilder, vor allem gemalte und nur ganz wenige in den Fels geritzte. Die am meisten verwendete Farbe war Rotbraun in allen Schattierungen. Daneben wurden aber auch rote, gelbe, weiße, grünliche und bläuliche Farben verwendet. Es sind natürliche Erdfarben, die man noch heute in der Umgebung finden kann.

Nicht alle Bilder gehören zu einer Periode, verschiedene Stilarten zeigen die Entwicklung und den Verfall. Die älte-

sten Zeichnungen stammen etwa aus einer Zeit von 9000 bis 5000 v. u. Z.! Während dieser Periode waren die Menschen noch Jäger, und es wurde vor allem das Jagdwild abgebildet. Das Denken des Menschen kreiste um das Tier, das ihm Nahrung und Kleidung bedeutete. Durch Riten, aber auch durch die Abbildung auf dem Fels, versuchten die Jäger, die Beute in ihre Gewalt zu bekommen. Die Kunst war eine magische, zweckgebundene.

Aus dem Jäger entwickelte sich allmählich ein Viehzüchter. Die großen Jagdtiere traten in den Hintergrund, dafür wurden unzählige Rinder abgebildet. Hatte man den Menschen in den vorangegangenen Perioden noch selten und in rituellen Posen gezeigt, so wurde er jetzt deutlich und voll Leben dargestellt. Diese Periode ist der eigentliche Höhepunkt in der saharischen Felsbilderkunst, sie fällt in einen Zeitraum von 5000 bis 2500 v. u. Z. Die Bilder und Kompositionen zeugen von hohem künstlerischem Empfinden und reichen ohne weiteres an die Felsbilder von Frankreich und Spanien heran, wenn sie diese nicht sogar übertreffen.

Danach dürfte auch im Tassili n'Ajjer Gebiet die Austrocknung weiter vor sich gegangen sein. Der Mensch mußte sich immer mehr einschränken, die Kunst ging in Schematisierung über. In einem kurzen Zeitraum knapp vor Beginn unserer Zeitrechnung wurden noch Pferde mit Wagen dargestellt, aber bald fanden auch diese keine Lebensmöglichkeit mehr, und etwa am Beginn unserer Zeitrechnung wurden sie von den Kamelen abgelöst. Auch Kamele hat man noch abgebildet, aber sie erscheinen plump und erstarrt. Es ist das Ende einer durch Jahrtausende geübten Kunst.

Eines Tages brachte Màmà ein großes Stück Holz für unser Feuer. Wir waren darüber sehr erstaunt, da es von einem mächtigen Baum stammen mußte. Màmà erwähnte beiläufig, daß es in der Nä-

he meterdicke Bäume gäbe. Meterdicke Bäume? Wir waren ganz aufgeregt und wollten sie schon am nächsten Tag sehen.

Wir kamen zu dem Steilabbruch einer etwa 1000 m tiefen Schlucht. Schwarz und finster gähnte vor uns der Abgrund, und an einem schmalen Felsband entlang führte der Weg hinunter. Es wurde immer kühler, und bald sahen wir tatsächlich riesige Bäume emporragen. Es waren herrliche Zypressen mit einem



Skorpione sind verhältnismäßig häufig, aber nur bei wenigen Arten ist der Stich tödlich

Stammumfang von mehr als sechs Metern. Ihr dunkles Grün bildete einen starken Kontrast zu den kahlen Felswänden. Auch ein Wassertümpel erwartete uns, und wir konnten uns endlich wieder einmal waschen.

Die Zypressen im Tassili n'Ajjer zählen zu den ältesten Bäumen der Erde. Sie sind etliche tausend Jahre alt und ebenfalls Zeugen einer feuchteren Vergangenheit. Dank ihrer tiefen Wurzeln konnten sich einige Bäume erhalten, aber auch ihr Bestand scheint bedroht. Die Tuareg brauchen Holz zum Kochen und zum Erwärmen in den eiskalten Wintern. Mit ihren Werkzeugen können sie den Stämmen zwar nichts anhaben, aber sie klettern hinauf und verstümmeln die Äste. Das bedeutet früher oder später den Tod der Bäume. Neue können nicht mehr nachwachsen, da die Samen das Grundwasser nicht erreichen.

Wir gingen die Schlucht entlang. Auf der einen Seite wurde sie immer enger, sie war mit riesigen herabgestürzten Blöcken angefüllt. Vereinzelt alte Baumstämme lagen quer vor großen Mengen von Geröll. Ein etwa zwanzig Meter tiefer Absturz hinderte uns am Weiterklettern, in der Tiefe glitzerten kleine runde Wasserlöcher.

Auf der anderen Seite konnten wir länger gehen. Die Schlucht erweiterte sich zu einem breiten Tal, wir sahen noch einige Zypressen, in einem Seiteneinschnitt wucherte eine Palme. Erica fand eine kleine weiße Lilie, ein zierliches Filigran neben den wuchtigen Bäumen. Während unseres Aufenthaltes und unserer Streifzüge trafen wir auch einmal auf ein Tuareglager. Ein paar dunkle Zelte standen in einem breiten Wadi, es waren hauptsächlich Frauen und Kinder da, während sich die Männer auf dem Weg zu einer Oase befanden. Eine Herde von Ziegen lag umher, die Tiere knabberten da und dort an dürrerem Gesträuch oder an den Zelten und deren Inhalt. Die Begrüßung war sehr herzlich. Aus einem Zelt wurden die Ziegen vertrieben und für uns Decken aufgelegt. Bald brachte man eine große Holzschüssel mit herrlicher saurer Ziegenmilch. Es fiel uns schwer, zu trinken aufzuhören, um die Schüssel an den nächsten weiterzugeben. Das Zelt war bald von Lachen und Geschwätz erfüllt, wir mußten erzählen und Fragen beantworten. Die anfangs scheuen Kinder trauten sich immer näher heran, und wir waren froh, wieder unter anderen Menschen zu sein. Màmà hatte eine Cousine unter den Frauen, die sich frei und ungezwungen bewegten. Es ist wenig von dem starren islamischen Einfluß zu bemerken, Sie sind unverschleiert und tragen ihr Haar unter einem bunten Kopftuch in lauter dünne Zöpfe geflochten. Datteln wurden in einem Holzmörser zerstampft, und wir bekamen sie als kräftigende Erfrischung mit saurer Milch angerührt vorgesetzt.

Die Tuareg nomadisieren um das Hoggar-Gebirge und südlich davon. Sie sind Viehzüchter, und besonders die Kamelzucht ist ihre Domäne. Berühmt wurden die Tuareg durch ihre Raubzüge und durch den Schleier, den die Männer tragen.

Die Weideflächen in der Sahara sind sehr begrenzt, und so war es den Tuareg fast nie möglich, nur von den Erträgen ihrer Viehzucht zu leben. Sie erhoben von den durchziehenden Karawanen Tribut, und wenn er ihnen nicht freiwillig bezahlt wurde, nahmen sie sich alles. Auch benachbarte Stämme und Oasen wurden immer wieder geplündert. Die Tuareg waren Krieger, kämpften mit Speer, Schwert und Schild, und die Franzosen konnten sie auch nach großen Verlusten auf beiden Seiten nie ganz unterdrücken. Heute ist den Tuareg die Möglichkeit der Raubzüge genommen, viele verarmen und müssen in die südlichen Steppengebiete ausweichen.

Die verschiedensten Vermutungen sind schon über die Männersitte der Tuareg, eine Gesichtverschleierung zu tragen, angestellt worden. Die einen sehen darin eine Unkenntlichmachung bei Raubüberfällen, die anderen berichten von einem Schutz, damit die Seele nicht ausgeatmet wird. Beide Vorstellungen sind jedoch den Tuareg unbekannt. Sie selbst können keine andere Erklärung abgeben, als die, daß sie der Schleier am besten vor Hitze und Austrocknung schützt. Auch ich bin dieser Meinung und trage meinen Turban nach Tuaregart. Aber warum schützen sich die Frauen nicht ebenso? Ich kann es nur so erklären: Die Männer waren seit jeher durch Raubzüge oder Handel viel mehr, oft monatelang, unterwegs und gezwungen, sich zu schützen. Für die Frauen dagegen, die im Lager zurückblieben, war es nicht von solcher Bedeutung, einen ständigen Schutz zu entwickeln. Wenn sie das Lager verlassen, genügt ein

schnell umgeschlagenes Tuch. Bei den Männern hat sich dann der Brauch, das Gesicht zu verhüllen, so weit entfaltet, daß sie es als ungezogen empfinden, Nase und Mund zu zeigen. Auch während der Nacht legen sie den Schleier nicht ab, beim Essen und Trinken wird er nur leicht angehoben.

Uns zu Ehren wurde eine Ziege geschlachtet. Das Fleisch brodelte bald im Kochtopf. Dazu sollte es dünnes Fladenbrot geben. Eine junge Frau zerrieb das

Korn zwischen zwei Steinen. Ein großer Stein diente als Unterlage, und mit einem kleineren zermahlte sie die Körner. Das grobe Mehl rührte sie dann mit Wasser an und ließ den Teig etwas stehen. Unter einer durch Steine erhöhten Felsplatte wurde ein Feuer entzündet. Auf die heiße Platte trug die junge Frau eine dünne Teigschicht auf, und das Brot war bald danach fertig.

Leider kam auch für uns langsam die Zeit heran, an die Rückkehr zu denken.



Tuaregfrauen bei der Zubereitung von Fladenbrot: Der Teig wird auf eine erhitzte Steinplatte aufgetragen

Unser Proviant ging zur Neige, Öl und Zwiebeln fehlten bereits. Wir waren um einige Kilo abgemagert, dafür hatten sich aber unsere Kamele wieder gut erholt. Sie sahen nicht mehr so abgezehrt aus, die Druckstellen, die von den schlechten Sätteln herrührten, waren geheilt. Nur widerwillig ließen sie sich be-

packen, denn auch sie wußten, daß uns noch einige anstrengende Tage bevorstanden. Kurz vor Rhat fanden wir dann wieder unser fünftes Kamel, frech und übermütig tänzelte es neben Mämä einher. Es hatte sich von der ganzen Arbeit gedrückt, sollte aber wenigstens noch die letzten Tage arbeiten: Es mußte die schwersten Lasten übernehmen.

Als wir dann endlich den Moscheeturm von Rhat erblickten, atmeten wir zwar erleichtert auf, denn wir hatten alles erreicht, was wir uns vorgenommen hatten, es war uns kein Unfall oder sonst etwas Unangenehmes zugestoßen, aber wir wußten auch, daß wir in die Zivilisation zurückkehrten. Die freie, unbeschwerte Zeit lag hinter uns.

Original

EXAKTA

Dresden